

deren letzte und tiefste Aufgabe, deren Sendung darin besteht, den Blick des liebenden Menschen, der sich für uns kreuzigen ließ – sein Geheimnis – gegenwärtig und gleichsam wirksam zu halten.

Wer Jesus, der für uns gekreuzigt wurde, einmal voll liebender Aufmerksamkeit angesehen hat, hat den wahrhaft lieben(den) Menschen kennengelernt, dessen Blick zum nie versiegenden Trost, aber auch zur nie verstummenden Aufforderung geworden ist; und zwar zur Aufforderung, unter allen Umständen aus dem Glauben an die Macht der Liebe zu leben, zu denken und zu handeln. Sich von diesem Blick zu lösen¹³, wäre für den, der ihm einmal wirklich ausgesetzt war, Verrat. Für den aber, auf den dieser Blick des liebenden Menschen zum ersten oder erneuten Mal fällt, ist dieses Geschehen Eröffnung von Zukunft, die Erfahrung unbedingten Sinns, ein erstes oder erneutes Hineingenommen-Werden in die Auferstehung Jesu.

¹³ Vgl. ebd. 97.

Ewigkeit und erfüllte Zeit

Gibt es ein Leben vor dem Tod?

Ludger Viefhues, Frankfurt

Et in Arcadia ego!

Der neue Frankfurter Friedhof liegt außerhalb der Stadt. Gleich am geräumigen Parkplatz erwartet uns ein Torgebäude. Es ist nicht erschlagend oder gebieterisch groß ausgefallen, wie andernorts. Das Tor wird uns hineinlassen, ohne zu erdrücken oder klein zu machen; einerseits. Andererseits können wir auch nicht einfach die Schwelle zum Friedhof überschreiten. Winklige dunkle Mauern verhindern, daß wir – wie gewohnt – festen Schrittes die Direktissima zum Ziel wählen. Unsere Gerade wird durchbrochen. Wir müssen abbiegen und auf einem Zickzackweg die Schwelle überschreiten. Haben wir sie aber überschritten und sind eingetreten in den umfriedeten Bereich, so erwartet uns eine leicht hügelig angelegte, werdende Parklandschaft. Rasenflächen breiten sich angenehm abfallend und ansteigend aus, und im Hintergrund sehen wir die Höhen des Taunus. Linkerhand zieht eine

weiße Marmormauer auf einen Kuppelbau in dunklem Stein zu. Unter dieser Kuppel am Ende der stilisierten Gräberstraße wird die Trauer- und Abschiedszeremonie stattfinden. Nach den Worten und Ritualen öffnen sich mächtige Portale und entlassen den Leichnam in die bucolische Landschaft. „Et in Arcadia ego“. So grüßt zum Ausgang der Portikus.

Arkadische Assoziationen Frankfurter Friedhofsmacher. Die geschwungenen Rasenflächen und die streng geformten Gebäude, das antike Idyll, die Ewigkeit des Menschlichen im Stein (vorgeblendet) und die Ewigkeit der Natur im Hain (kultiviert) mögen uns Trost und Mahnung sein. Und der Frankfurter Trauernde darf durch diesen Trost zitierter Kultur inspiriert eine Reise antreten, die über Italien zu den schönen Künsten führt. Denn dort, in der Malerei, findet er sie wieder, die bucolische Landschaft, Hirten und ein Grab mit der Inschrift „Et in Arcadia ego“. Die Toten grüßen die Lebenden: „Auch wir waren einst in Arkadien“. „Trauert nicht um uns“ – so mögen sie sagen – „auch wir haben im Paradies gelebt, auch wir haben in vollen Zügen gelebt“. Trostvolle Assoziationen aus Frankfurt/ Arkadien, „Memento vitae!“ sozusagen. Aber assoziieren wir weiter, so verblaßt der Trost. Denn die Formel „Et in Arcadia ego“ findet sich bereits auf früheren Gemälden. Nur ist sie hier, bei *Il Guercino* z.B. als Mahnung des Todes gedacht. Der Tod spricht zu den Hirten im Idyll: „Auch ich herrsche hier!“ Auch in Arkadien mit all seinen paradiesischen Möglichkeiten wird gestorben. „Auch wenn du dein Leben in vollen Zügen genießt,“ – so können wir hören – „so wirst du dem Tod nicht entinnen!“ „Memento mori!“

Die Ernüchterung ist nicht einfach ein hermeneutischer Unfall im Frankfurter Bild- und Assoziationsprogramm, sondern es gibt eine Logik in diesem Geschehen. Denn wenn auch die Toten erhobenen Hauptes rufen „Wir haben gelebt“, so kann der Tod immer antworten „Und ihr seid gestorben! Was nützt es, daß ihr in vollen Zügen gelebt habt? Auch euer Leben ist abgebrochen. Auch euer Leib ist verrottet und mit ihm sind eure Hoffnungen und Wünsche begraben.“ Selbst ein paradiesisches Leben, ein Leben in der Hochform der Menschlichkeit wird ein Ende haben.

Diese Logik der Ernüchterung wäre nicht weiter ernstzunehmen, wenn sie nur arkadische Friedhöfe beträfe. Aber sie spiegelt, und das macht das postmoderne Zitatenspiel bedenkenswert, etwas von den Konflikten und Verstrickungen wider, die Menschen erleben, die mit dem eigenen Sterben oder mit dem Sterben ihrer Freunde und ihrer Lieben zu tun haben: Wenn Erinnerungen an das gelebte Leben und Gedanken an den nahen Tod aufeinandertreffen. Als Seelsorger für an Aids erkrankte Menschen in ihrer letzten Lebensphase war ich oft Zeuge dieser Ernüchterung: „Wissen Sie, da war ich mein Leben lang ein Kämpfer. Und was nutzt mir das jetzt?“ oder „Vor sechs Wochen, da konnte ich noch Spitzentanz. Und ich hab’ immer Diät ge-

halten und auf meinen Körper geachtet. Aber das ist jetzt alles vorbei. Es ist wie ein Spiegel, der zerbrochen wird“.

Die Bilder der eigenen Zufriedenheit, des persönlichen Paradieses, der schöne Körper, die glückliche Familie, der erfolgreiche Beruf, die lange gewünschte Bindung, die endlich erreichte Selbstständigkeit: Alles das zerbricht. Die Realität, die Unausweichlichkeit des eigenen Sterbens trifft diese Bilder, wie ein Stein einen Spiegel trifft. Sie zersplintern. Und nicht nur die Bilder des individuellen Lebens werden getroffen. Die beunruhigende Macht des Todes greift schleichend und dauerhaft in das Lebensgefüge aller ein, und seine Gegenwart zerstört die kulturellen Gewißheiten über das Leben überhaupt.

Der Tod als chronisches Problem des Lebens

Eine verbreitete Metapher für Tod und Leben ist die Zeit. Uhren oder Stundengläser sind ein häufiges Attribut von Darstellungen des Todes. Und umgekehrt wird auch die Zeit selbst durch Leben und Tod, durch junges aufblühendes und altes verblühendes Leben ins Bild gesetzt; das neue Jahr ist ein kleines Kind, das kommt und aufwächst, und das alte Jahr ist eine greisenhafte Gestalt, die dem Grab zuwankt.

In diesem Bildprogramm ist das *Leben* charakterisiert durch Zeit, die zur Verfügung steht. Leben bedeutet, Zeit zu haben. Ich habe Zeit dafür, meine Projekte zu verwirklichen, Erfahrungen zu sammeln, Beziehungen einzugehen, zu lösen und wieder einzugehen. Das Leben besteht in einer Fülle immer neuer Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Gestaltung, die mir durch die scheinbar unerschöpfliche Ressource „Zeit“ gegeben ist. Entsprechend ist eben die dem Leben angemessene Zeitdimension die Zukunft. Das Leben, oder die andauernde Bewegung findet statt als Schritt in die Zukunft.

Und diese Verknüpfung von Leben und Zeit hat nicht nur ein verbreitetes Bildprogramm geprägt. Sie ist tief eingewurzelt in die Selbstverständlichkeiten unserer Kultur: Das ganze Konzept der *Vorsorge*, das Konzept langer Ausbildung und Erziehung, die in unserer Kultur so wesentlich ist, fußt auf der Vorstellung von der unendlichen Zeitressource. Denn die heutigen Frustrationen und Entbehrungen nehmen wir auf uns im Hinblick auf die künftigen Erträge und Freuden. Wir treffen heute *Vorsorge* für das Morgen. Ebenso brauchen wir Zeit für unsere *Bedürfnisbefriedigung*. Schon der Begriff „Wunsch nach etwas“ beinhaltet eine Vorstellung von Zukunft. Nur wenn alle Wünsche erfüllt wären oder wenn wir aufhören würden, zu wünschen, bräuchten wir keine Zeit mehr. Aber unendlich wie die Kette der Wünsche ist auch die Zeit, die wir zur Wunschbefriedigung bräuchten. In

Vorsorge und Bedürfnisbefriedigung spiegelt sich nun nicht nur ein ängstliches oder gieriges Menschenwesen. Es spiegelt sich mehr noch die menschliche Fähigkeit, *sich selbst* und sein Leben in die Hand zu nehmen und *zu gestalten*. In diesen Akten gebe ich meinem Leben eine bestimmte Gestalt und somit gestalte ich meine Freiheit. Freiheit setzt in diesem Sinne aber immer notwendigerweise einen Handlungsspielraum, und das heißt Zeit, voraus. Ein endlicher Handlungsspielraum (eine endliche Zeit) würde aber zu einer begrenzten Freiheit führen. Und das wäre ein Unbegriff, Freiheit muß unendlich sein.

All das, Vorsorge, Bedürfnisbefriedigung und Selbstgestaltung, wäre also nicht möglich, ohne die mehr oder minder große Gewißheit, daß es ein morgen geben wird. Und unser ganzes kulturelles und persönliches Handeln wird von dieser Gewißheit bestimmt. Der Tod aber konterkariert sie. Er bedeutet die irreversible Erschöpfung der Zeitressource. Es bleibt mir keine Zeit mehr, um das oder jenes zu tun oder zu erleben oder wiedergutmachen. Meine Projekte, Pläne und Vorsorgen scheitern, weil es eben kein morgen mehr geben wird. Mit dem Abbruch der Zeit, bricht – von außen aufgezwungen! – die Kette der Vorsorge, Bedürfnisbefriedigung und Selbstsetzung, die Kette des Lebens zusammen.

Die schleichende Fernwirkung des Todes in das Leben hinein, das chronische Problem des Lebens besteht also darin, daß die Gewißheit des Todes, d.h. die Gewißheit der Erschöpfung der Zeit, die Gewißheit der unerschöpflichen Zeitressource zur Fiktion macht. Damit wird aber die Basis für unsere Lebenskonzeption (persönlich und kulturell) weitgehend zur Fiktion. Wozu sollte ich auf den Genuß hier und jetzt verzichten, wenn unklar ist, ob es einen Genuß in Zukunft geben wird?

Hier könnte man zwar einwenden, daß ein Genußverzicht in den ersten dreißig Lebensjahren doch durch einen um so größeren Genuß in den darauffolgenden dreißig Jahren belohnt werde, und es für einen Mitteleuropäer relativ realistisch sei, diesen Genuß auch ungestört erleben zu können. Allerdings hält auch dieser Einwand dem chronischen Problem des Todes nicht stand. Denn auf jene dreißig Jahre Genuß können und werden wohl wieder Jahre des Abstiegs folgen. Und in dieser Perspektive wird das Leben eine Kette von Verzicht und Genuß und von Genuß und Verzicht. Stunden der Fülle werden abgelöst von Stunden der Leere, gute von schlechten Jahren. Aber alles endet im Abbruch und der Erschöpfung. Der „Rentnertraum“ ist höchst prekär. Denn wie oft haben Menschen wirklich die Chance, das alles zu tun und zu erleben, was sie sich für den Ruhestand vorgenommen haben? Und selbst wenn vieles davon möglich wird, so endet doch auch diese Phase des Genusses einmal. Ohne die imaginierte Perspektive der Unendlichkeit wird aber aus diesem Leben nur ein zufälliges Hintereinander von Höhen

und Tiefen oder Tiefen und Höhen, eine unverbundene Abfolge verschieden getönter Erlebnisse. Und angesichts dieser unverbundenen Abfolge stellt sich in der Tat die Frage, warum man das Leben noch extra durch Verzichtleistungen beschweren sollte, wo es doch ohnehin noch genug Verzicht mit sich bringen wird. Jeder Tag ist schwer genug, und wenn etwas Gutes kommt und sich anbietet, sollten wir es genießen, denn wir wissen, wie schnell es vergeht.

Diese Hinweise darauf, wie nackt wir sind unter den neuen/ alten Kleidern der Lebensvorsorge und Versicherung, sind nicht neu. Schon *Kohelet*, einer der größten Dichtertheologen des Alten Bundes, hat sie subtil und zersetzend formuliert. Unter seiner Kritik zerfällt der Reigen des menschlichen Lebens. Das Leben zerfällt in eine Vielzahl von einzelnen Erlebnissen und Begebenheiten, die nicht mehr zueinander finden, die nicht zusammengeschlossen werden können in den ewigen Kreislauf der Natur, in dem Geburt auf Tod folgt. Für den Menschen gibt es nur eine rätselhafte Abfolge von Höhen und Tiefen, von Freude und Leid, die irgendwann – ebenso rätselhaft – abbricht. Die Lebenslinie zerfällt in eine endliche Summe von Punkten.

Geben wir dieser Kritik Raum, so ist die Idee einer vorsorgenden Kultur, die Bedürfnisbefriedigungen zurückstellt zugunsten von späteren Zielen, angegriffen. Statt dessen gewinnt der Slogan „Ich will Genuß, sofort!“ eine nicht von der Hand zu weisende Plausibilität. Und auch die Lieblingsidee unserer Kultur, die Idee der Selbstgestaltung ist betroffen. Denn wenn sich die Vorstellung eines unendlichen Handlungsspielraums als Fiktion erweist, erweist sich auch die Vorstellung einer unendlichen Freiheit der Selbstgestaltung als Fiktion. Damit hebt sich aber der Begriff der Freiheit der Selbstgestaltung auf.

Hier könnte man wieder eine Rückzugsposition einnehmen und zugestehen, daß es keine unendliche Freiheit gäbe, und behaupten, man habe doch immerhin in Grenzen Handlungsspielräume zur Selbstgestaltung. Aber auch diese Position wird unterminiert. Denn die Grenzen der Freiheit oder die Grenzen der Selbstgestaltung werden mit dem Herannahen des Todes immer enger. Dann wären aber Selbstgestaltung und damit der Vollzug der menschlichen Freiheit etwas, was im wesentlichen Menschen zu Beginn ihres Lebens beträfe; sicher aber nicht alte und anderweitig mit Tod und begrenzten Handlungsspielräumen konfrontierte Menschen. Zudem wirkt auch hier der „*Kohelet*-Effekt“: Wenn mit dem Verlust der Fiktion der unendlichen Zeitressource das Leben in eine unverbundene Abfolge von Einzelerlebnissen zerfällt, dann bedeutet das, daß auch die Akte der Selbstgestaltung nur noch als unverbundene Abfolge verstanden werden können. Und diese Version der Selbstgestaltung löst die Idee einer einheitlichen Persönlichkeit und eines einheitlichen Lebensentwurfes auf. Damit ist allerdings auch etwas

aufgelöst, was für den Freiheitsbegriff unabdingbar ist: ein Zentrum der Zuschreibbarkeit der Handlungen. Wenn es keine Person mehr gibt, gibt es keinen mehr, der handelt. Dinge geschehen, verändern sich, und dieses Patchwork von Ereignissen kennt keine Instanz der Verantwortlichkeit oder Gestaltungsfähigkeit. Vielleicht gibt es verschiedene Selbst, die sich verwirklichen. Aber auch ihr Verlangen nach Konsistenz von Handlungen, ihr Verlangen nach Einheitlichkeit wird sich als Fiktion erweisen. Das Leben kann nur noch als eine Art Video Clip, als eine endliche Sequenz verschiedener Bilder und Stimmungen aufgefaßt werden.

Das Dilemma der erschöpften Moderne

Und in der Tat findet sich dieses Lebenskonzept in der Kultfigur und im Gesamtkunstwerk „Cyrill Collard“. Sein Film „Les nuits fauves“, repräsentiert formal und inhaltlich dieses Konzept des Lebens als Video Clip: In kurzen Sequenzen wird die Geschichte von drei Personen erzählt, die sich irgendwie unglücklicherweise im materiellen und HIV-infizierten Cluster, den man mit *Cyrill Collard* benennen kann, verbinden. Wir sehen blitzartig Cyrill, der Samy liebt, einen Jungen aus den Pariser Vorstädten. Wir sehen ebenso blitzartig, wie Cyrill Laura liebt, bei der er sich „sauber“ und uninfiziert fühlt. Und wir sehen Cyrill, wie er am Seineufer seine masochistischen Tendenzen in anonymen sexuellen Begegnungen auslebt. Das Drama, von dem hauptsächlich die jeweiligen Partner des jeweiligen Cyrill betroffen sind, kommt nur dadurch zustande, daß es überhaupt eine Verbindung dieser drei Lebensgeschichten gibt. Ließen sich die drei Geschichten vollends voneinander ablösen, bestünde das Problem nicht. Und so ist auch die Lösung des Romans, die Lösung des Films und wohl auch des Lebens die Auflösung der Fiktion der Person des Cyrill. Er ist alle drei Personen, und er ist keine von ihnen. Er geht auf in der Glut der Sonne Marokkos.

Vielleicht spürte *Collard*, wie sehr unsere modernen Selbstverständlichkeiten eine Vorstellung von Ewigkeit brauchen und wie sehr die Erschöpfung dieser Vorstellung auch die Erschöpfung der Moderne ist. Vielleicht sieht die postmoderne Kultur ehrlicher dem Faktum des Todes ins Gesicht und hängt weniger irgendwelchen Unsterblichkeitsideen an als die Moderne.

Und in der Tat ist die Vorstellung der Ewigkeit als unendlicher Zeit (als unerschöpflicher Zeitressource) auch irgendwie obszön. Denn sie nimmt weder die Gewalt des Todes noch die Spannung des Lebens ernst: Der *Tod* ist die Realität der umfassenden, totalen Vernichtung. Ob diese Vernichtung nun individuell trifft (im Tod des einzelnen Menschen) oder kollektiv (im Tod der Menschheit, des Universums...), immer geht es um eine umfassende

Vernichtung. Das macht ja gerade das Problem des Todes aus. Wer aus dem Wissen, daß es bisher immer weiter ging, schließt, daß es auch nach dem Tod weitergeht, trifft die Radikalität der Vernichtung nicht. Der Tod ist nicht Übergang, sondern Ende. Zum anderen ist das *Leben* spannungsvoll. Ein eleusischer Zustand, wie ihn *Vergil* beschreibt, mit himmlischen Reigentänzen und Rezitationsabenden, in dem der Lebensstil der antiken Oberschicht demokratisiert und perpetuiert ist, nimmt diese Spannung nicht ernst. Ein Leben in permanenter Entspannung wäre ein Leben des Stillstandes. Hier trifft in der Tat *Kants* Kritik, daß wir nach dieser Vorstellung den vulgären Tod der Langeweile im Jenseits stürben, da wir entweder immer dasselbe Halleluja oder dasselbe Jammerlied sängen. Anders gesagt, gehört zum Begriff des Wunsches eben auch ein Moment der Unerfülltheit. Wenn ich jetzt etwas trinken möchte, dann bin ich eben jetzt durstig. Eine „instantane“ Wunschbefriedigung löst das Wünschen-können überhaupt auf. Ebenso würde eine Vorstellung der totalen Befriedigung das Befriedigtwerdenkönnen auflösen.

So führt die schleichende Fernwirkung des Todes zum Dilemma der erschöpften Moderne: *Entweder* halten wir an der Fiktion der unendlichen Zeitressource fest und an der Vorstellung, es gäbe eine irgendwie zeitlich geartete Ewigkeit. Das moderne Lebenskonzept der Vorsorge, der aufgeschobenen Bedürfnisbefriedigung und der Selbstgestaltung machte dann Sinn. Der Preis hierfür wäre eine Verharmlosung des Todes. Er ist dann ein purer Übergang. Für den Sterbenden bliebe die Hoffnung darauf, dieses Durchgangsstadium zu überstehen und „danach“ ohne Grenzen „weitermachen“ zu können. Der Spiegel würde gewissermaßen wieder zusammengesetzt werden. *Oder* wir nehmen den Tod in seiner Gewalt ernst und geben uns keiner Illusion über seine Vernichtungskraft hin. Allerdings zahlen wir dann den Preis, daß unser Leben postmodern in sinnlos aneinandergereihte Bruchstücke zerfällt. Für den Sterbenden bliebe hier nur das Einstimmen in diesen Zerfall und die Entdeckung, daß im Grunde das ganze Leben nur eine Aneinanderreihung von Bruchstücken war. Der intakte Spiegel war nur eine Illusion gewesen.

Erfüllte Zeit

Eine Lösung für dieses – persönlich und kulturell belastende – Dilemma kann nur damit beginnen, die Gewalt des Todes radikal ernst zu nehmen: Im Angesicht des Todes bleibt keine Zeit mehr, die „Uhr“ des Sterbenden läuft ab. Und je knapper die Zeitressource wird, desto dringlicher stellt sich die Frage: Wozu brauche ich noch Zeit? Was im meinem Leben wartet noch auf

Klärung? Was in meinem Leben will ich und kann ich noch klären? Dies sind intime Fragen, die zu einer radikalen Ehrlichkeit rufen. Aber diese Ehrlichkeit ist nicht nur hart, sie kann auch einen Weg der Lösung und Einstimmung öffnen, an dessen Ende sich das Leben klärt, sich das Lösbare löst und das Unlösbare offen bleiben kann. Die ehrlichen Fragen angesichts der verrinnenden Zeit können in den intimen Bereich hineinführen, in dem mein Leben zu einem Abschluß kommen darf. „Ja, ich brauche keine Zeit mehr. Es ist gut so!“ Dieser Satz kann, geäußert, gefühlt und vollzogen einen solchen Abschluß markieren. Zu den beeindruckenden Erfahrungen in der Arbeit bei Sterbenden gehört es, zu erleben, wie oft der Abschluß so gelingt, wie Menschen nach einem langen Leiden und einer weiß Gott gebrochenen Biographie dazu kommen, zu sagen und zu erleben: „Ja, es ist gut so! Ich brauche keine Zeit mehr“. In diesem Abschluß liegt eine tiefe Einstimmung und Bejahung des eigenen Lebens. Und in dieser Einstimmung liegt ein tiefer Realismus. Sie beinhaltet ein Wissen von der Offenheit und Brüchigkeit des menschlichen Lebens. Sie erwartet keine Vollkommenheit („erst, wenn ich vollkommen bin, darf ich wirklich leben!“). Sie ist eine Einstimmung in dieses gebrochene und brüchige Leben. „Es ist gut so“ beinhaltet, es ist jetzt gut *mit* den Dingen, die ungelöst und offen bleiben. Ich brauche keine Zukunft mehr, um die oder die Verletzungen der Vergangenheit zu wiederholen oder wiedergutzumachen. Und ich brauche keine Vergangenheit mehr, um mich – auf der Flucht vor dem, was jetzt ist, – in ihren Erinnerungen zu bergen. Zukunft und Vergangenheit verblassen vor dieser tiefen Einstimmung in die Gegenwart. Es ist wichtig, daß es hier nicht um irgendeine esoterische Sondererfahrung geht. Viele Menschen in ganz verschiedenen Situationen kennen solche Erfahrungen der Einstimmung: Momente der tiefen Bejahung in das eigene Leben, so wie es ist, und so wie es geworden ist. In diesen Momenten, die aufblitzen vor dem Hintergrund des Lebens, die sich aber auch verdichten können zu einem Fundament, scheint die Zeit still zu stehen. Es muß nicht mehr weitergehen. Es ist eben gut so, wie es ist. Es geht, in unseren Zeitkategorien ausgedrückt, um einen Moment der reinen Gegenwart, also quasi um eine „Unzeit“. In diesen Momenten steigen wir gewissermaßen punktuell aus der Zeit aus. Die Momente der Einstimmung sind Erfahrungen des Abschlusses. Die Lebenszeit, Lebenshandlung scheint abgeschlossen. Die Zeit und das Leben ist „erfüllt“.

Aber wirklich abgeschlossen ist unsere Lebenshandlung erst am Ende des Lebens. Erst hier kann die offene Zeit in eine geschlossene, erfüllte Zeit übergehen. Die Zeit hört wirklich und nicht nur gewissermaßen auf, denn wir hören auf zu existieren. Ein wirklicher Abschluß, eine wirkliche Tiefe der Einstimmung setzt also geradezu die Radikalität des Todes voraus. Erst hier kann sich das eigene Leben erfüllen und bejahen lassen. D.h. im Tod

geschieht nicht nur ein Abbruch der Zeit, sondern ihre Aufhebung. Somit liegt in der Bejahung, im Ausstieg aus der Zeit eben das, was man mit „Ewigkeit“ – mit dem, was jenseits von Zeit und Raum ist – bezeichnen kann. Hier ist Ewigkeit gerade nicht etwas Zeitliches, sondern genau das Verlassen der Zeit, ihr Ende und Abschluß.

Einstimmung

Es gehört, wie gesagt, zu den beindruckenden Erfahrungen, erleben zu dürfen, wie oft Menschen nach einer zerschlagenen Biographie in diese Bejahung einstimmen können und so in die Ewigkeit gelangen. Für mich als Christ hat diese Bejahung eine besondere religiöse Bedeutung. Sie hat in zweifacher Weise mit Gott zu tun.

Zum *einen* geht es um eine Einstimmung nicht nur in das eigene Leben, sondern auch um eine Einstimmung in das Ja Gottes zu diesem Leben. Dieses Ja ist vorgängig zu unserem Ja. Denn über unserem Leben steht, in der Taufe auch sakramental an den symbolischen Anfang gesetzt, die immer wiederkehrende Bejahung Gottes: „Gott sah, daß es gut war“. Dieses vorgängige unser Leben durchgreifende Ja Gottes ist von großer Bedeutung. Denn es geht darin um eine tiefe Wertschätzung unserer Geschichte. Auch wenn ich mich „wie ein Tier“ erlebe oder von anderen zu einem Tier herabgewürdigt werde, bleibt diese Wertschätzung Gottes bestehen. Dieses Ja bietet die Chance, eine der schärfsten Waffen der Fremd- und Selbstunterdrückung stumpf zu machen, die Waffe, dem anderen oder mir selbst die Würde abzusprechen. In einer Kultur, in der die Fremd- und Selbstunterdrückung der Schwäche, der Krankheit und des Alters weite Kreise zieht, ist dieses vorgängige schöpferische Ja Gottes zu jedem Leben, ob es krank, schwach und alt ist, von hoher Wichtigkeit. Denn mit diesem Gedanken des „objektiven“ Ja Gottes zu unserem Leben ist die Hoffnung verbunden, daß kein Leben, auch wenn es im Blickwinkel der einzelnen oder kollektiven Subjektivität gebrochen und wertlos ist, ohne Wert und ohne Bejahung bleibt.

Zum *anderen* verbindet sich mit der Bejahung des eigenen Lebens für den religiösen Menschen auch eine Bejahung Gottes. Die vollständige und tiefe Bejahung des eigenen Lebens, so wie es geworden ist, bedeutet für den Frommen auch eine vollständige und tiefe Bejahung Gottes, der dieses Leben geschaffen hat. Die Zustimmung zu Gott aus ungeteiltem Herzen – das religiöse Ideal der Bibel – bindet sich an die Zustimmung zu meinem Leben aus ungeteiltem Herzen. Wie schwer diese Zustimmung ist, sowohl die Zustimmung des eigenen Lebens, als auch die damit verbundene Zustimmung

zu Gott, ist klar. Insofern ist das Wort „Einstimmung“ mit Bedacht gewählt. Denn es geht nicht darum, quasi voluntaristisch, mein Leben jetzt endlich zu bejahen. Das wäre so absurd wie der Versuch, der Aufforderung nachzukommen: „Sei spontan!“ Es geht darum, in die „Melodie der Bejahung Gottes einzustimmen“, sich in dieses Ja hineinzugeben.

Verneinung

So stellt sich natürlich die Frage nach den Menschen, denen diese Einstimmung nicht gelingt. Und in der Tat gehört es zu den belastendsten Erfahrungen im Kontakt mit Kranken, zu erleben, wie ein Mensch stirbt, ohne daß für ihn die Zeit der Bejahung gekommen zu sein scheint. Ich formuliere hier bewußt vorsichtig. Denn bisweilen *scheint* es für uns so, als ob die Bejahung nicht stattgefunden habe; zumindest sehen wir wenig Anzeichen dafür. Und immer wieder gibt es Menschen, bei denen das Sterben eher eine negative Ewigkeit bedeutet. Nicht „Es ist gut so!“ scheint auf ihrem Ausgang geschrieben zu sein, sondern ihr Leben vollendet sich unter dem Satz: „Es ist schlecht so!“ Zunächst weist diese Tatsache auf die Bedeutung unseres gelebten Lebens hin. Der Tod als Endpunkt – und die Möglichkeit der Negation – setzt unser Leben einer Ernsthaftigkeit aus. Entscheidungen sind nicht beliebig revidierbar. Und das, was wir im Leben gelebt und entschieden haben, hat Gewicht und Bedeutung; ebenso wie das, was uns angetan und womit wir bereichert wurden. Die Negation meines Lebens, so wie es ist und geworden ist, kann nun verschiedene Färbungen annehmen. „Es ist schlecht so! Und es ist schlecht, daß es so ist“, so könnte man eine mögliche Färbung skizzieren. In dieser Färbung bleibt ein Rest des Wissens davon, daß ich Besseres verdient hätte, daß ich nicht wertlos bin, erhalten. In der Farbe von Trauer und Rebellion bleibt noch eine Spur Hoffnung und damit ein Zeitbedürfnis. Die Negation meines Lebens kann aber auch die Färbung annehmen: „Es ist schlecht, und das ist gut so!“ Hier ist jeder Wunsch nach Änderung ausgelöscht. Die Negation ist total.

Es wird deutlich sein, daß zwischen beiden Färbungen der Negation Unterschiede bestehen. In einer *nicht* religiösen Perspektive sind sie wohl irrelevant. Es ist unbedeutend, ob noch ein Rest von Rebellion bleibt oder nicht. Einer stoischen Lebenshaltung ähnlich können wir hier nur zu einer *Ars moriendi* mahnen: Mit dem Blick auf die mögliche ewige Negation ist es um so dringlicher, sich in eine Lebenshaltung einzuüben, die eine Bejahung des Lebens in seiner ganzen Realität ermöglicht.

Dem *religiösen* Menschen steht eine andere Interpretation offen, in der der Unterschied beider Färbungen eine Rolle spielt. In der *Färbung der Re-*

bellion und Trauer bleibt, wie gesagt, eine Spur von Hoffnung und damit ein Wissen vom eigenen Wert. In der christlichen Tradition kann der Glaube anknüpfen, daß dieses eingefärbte Wissen vom eigenen Wert auf die dauernde Bejahung Gottes trifft. Und mit diesem Wissen verknüpft sich die Hoffnung, daß der Grundton der Bejahung durch Gott, schließlich doch zur Einstimmung, zu einer Bejahung des eigenen Lebens führt. Aber diese Hoffnung ist zart und sie baut auf etwas, was in den letzten Sekunden geschieht. In ihr drückt sich letztlich auch der Gedanke aus, daß es in jedem Leben einen Grundbestand an empfangener Liebe und an Wertempfinden gibt.

In der *Färbung der totalen Negation* aber ist auch diese Hoffnung ausgelöscht. Es gibt keinen Ansatzpunkt dafür. „Mein Leben ist schlecht, und ich will es im Grunde auch nicht anders.“ Die eigene Negation zelebriert sich, wie unter den Klängen der „Siegfriedapotheose“. Sie verewigt sich. Der Mensch bleibt eingesponnen in die Negativität.

Diese Verewigung der Negation bringt uns zu einem bedrängenden anthropologischen Rätsel. Denn in ihr spiegelt sich das Potential des Menschen, eine Lösung seines Lebens abzulehnen und mehr oder minder bewußt in der Verhärtung oder Verkrampfung zu verharren. Ein tief beeindruckendes Bild für dieses Rätsel bietet eine der letzten Szenen des neuseeländischen Filmes „Das Piano“: Am Ende einer grausamen Geschichte von Verletzung und Verstrickung finden wir die Hauptdarstellerin auf einem Boot wieder. Sie verläßt mit dem Mann, der sie liebt und den sie liebt, das Sumpfgebiet ihrer Schmerzen. Zum ersten Mal im Film ist der Himmel hell und klar. Das Drama ist gelöst. Sie fährt heim. Plötzlich gerät das Boot durch eine Welle ins Wanken, das Piano geht über Bord, ein Tau umgreift ihren Schuh und das Piano reißt sie mit in die Tiefe. Und jetzt auf dem Weg zum Meeresgrund hören wir ihre Gedanken: Soll ich aufsteigen zur Sonne oder soll ich nicht doch hinabsinken auf den Grund, wo es still ist und ruhig? Erst nach zerdehnten Sekunden entschließt sie sich dazu, den Schuh auszu ziehen und sich so vom Tau zu befreien. Sie taucht auf. Diese Szene markiert eindrücklich, daß es nicht selbstverständlich ist, in die Lösung des Lebens einzustimmen, daß es einen Sog dazu gibt, im ungelösten verneinenden Leben zu verharren.

„Das himmlische Jerusalem“

Die christliche Hoffnung aber ist, daß die Schlußsequenz unseres Lebens zu einem anderen Bild führt. Das Schlußbild dieser Vision des Lebens ist das Himmlische Jerusalem, rauschend ausgemalt in der Offenbarung des Johannes: „Und die Heilige Stadt ein neues Jerusalem sah ich niederfahren aus

dem Himmel von Gott her: wie eine Braut gerüstet, geschmückt für ihren Mann. Sie hatte die Herrlichkeit Gottes: ihr Lichtglanz gleich wertvollstem Stein, wie Jaspisstein kristallen strahlend. Und einen Tempel sah ich nicht in ihr. Denn der Herr, Gott, der Allumwaltende ist ihr Tempel – und das Lamm. Und die Stadt braucht nicht die Sonne und nicht den Mond, daß sie ihr scheinen. Denn die Herrlichkeit des Herrn hat sie erleuchtet. Und ihre Lampe ist das Lamm. Und die Völker gehen den Weg in ihrem Licht. Und die Könige der Erde tragen die Herrlichkeit und den Preis der Völker zu ihr.“

Das himmlische Jerusalem ist keine geschäftige Stadt, keine ideale Polis oder Gesellschaft. Es ist vielmehr ein Raum für den ewigen ungeteilten und zwecklosen Gottesdienst. Gott ist anwesend und sein Volk, die Menschen aller Völker und die Engel, loben ihn. Das Himmlische Jerusalem *ist* der Tempel, es ist der Versammlungsraum, in dem sich die Erfahrungen und Geschichten der Völker versammeln, um im Licht der Bejahung Gottes zu stehen und um Gott zu loben. Und dieses Lob Gottes, dieses Einstimmen in das Lob des Schöpfers und in das Lob unseres Lebens durch den Schöpfer, ist zeitlos. Es zielt auf nichts. In ihm versammelt sich zum Abschluß die ganze Existenz, das ganze ausgelebte Leben.

Dieses Schlußbild und dieser Blick auf Tod und Ewigkeit entwerten also weder das gelebte Leben noch gehen sie über die Gewalt des Todes hinweg. Sie ermöglichen eine Durchfahrt zwischen der postmodernen Skylla der Zersplitterung und der modernen Charybdis der Verdrängung. Der Ernst des Todes und der Ernst des Lebens finden hier gleichermaßen Raum. Durch diese Vorstellungen kann der Zersetzungsprozeß, das chronische Problem des Lebens, aufgelöst werden. Das Leben vor dem Tod behält sein Gewicht. Unsere Lebensentwürfe und -gestalten laufen zusammen in den einen Punkt der erfüllten Zeit. Und dem Sterbenden steht der Weg der Einstimmung in das Ja Gottes zu seinem Leben offen. Nicht der sinnlose Scherbenhaufen ist das Bild des Lebens, sondern der Spiegel und der liebevolle Blick auf die Scherben.